

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 123.

Freitag, 15. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

16.

Das war natürlich ein Ereignis für Monte Carlo, das Schlußspiel im Herreneinzel. Noch einmal versammelte sich alles auf der herrlichen Platanlage, die mit einem Aufwand von 16 Millionen geschaffen worden war und zu der schönsten der Erde zählt. Seitdem die Wolken am Himmel verschwunden waren, brannte die Sonne wie an den Vortagen, und als sich gegen 5 Uhr nachmittags der Engländer William Craig und der Deutsche Stefan Domscheid im Endkampf gegenübertraten, war es kaum auszuhalten.

Der Match war hartnäckig, dauerte aber nicht sehr lange. Craig hatte einen Tag, an dem ihm einfach alles gelang, und Stefan befand sich in einer nervösen Hast, die ihn viele Bälle verschlagen ließ. Zudem spielte er unlustig und ohne Angriffsgeist.

„Zusammenreißen“, flüsterte Bill in jeder Pause.

Doch was halfen die aufmunternden Worte? Craig hatte das Spiel in der Hand und gab es nicht mehr her. Die Zuschauer wurden unruhig, denn sie fühlten, daß dies nicht der alte Domscheid war, der hier fast mühelos niedergekantert wurde. Hin und wieder raffte sich der Deutsche auf, und dann gab es Kämpfe von atemloser Spannung. Aber immer nur für Minuten. Seine Gedanken waren nicht beim Spiel, das merkten alle.

Die Perle, dachte er, wer hat die Perle genommen? Bill? Oder Glen? Oder Rabinowitsch? Jedem ist es zuzutrauen. Schließlich habe ich sie selbst in der Tasche und weiß es nicht mal. Als nach kaum dreiviertel Stunden Craig den Siegball unnehmbar in die Mitte des Platzes geschmettert hatte, drückte er dem unterlegenen Gegner etwas bedrückt die Hand.

„Was war mit Ihnen los?“, fragte er, dem es leid tat, daß Domscheid verloren hatte.

„Schlecht disponiert. Ein andermal wird's besser gehen.“

Oben wartete Cool auf ihn.

„Sprich kein Wort, Bill“, schnitt ihm Stefan die Rede ab, „ich habe unter jeder Kritik gespielt, aber ich kann nichts dafür.“

„Man hat dich beheizt“, schimpfte der Kanadier, „und ich weiß auch wodurch. Mit Rabinowitsch habe ich schon darüber gesprochen. Wir haben einen Plan.“

„Was für einen Plan?“

„Ich werde mich hüten, davon zu sprechen. Damit du uns noch nervöser wirst!“

„Auf einmal so mit Energie geladen?“

Stefan mußte lächeln über den besorgten Freund, der sonst nicht aus seiner Ruhe zu bringen war.

„Du darfst dich nur nicht wundern, wenn dir in Zukunft einiges auffallen sollte.“

Stefan versprach, sich in Zukunft über nichts mehr wundern zu wollen.

Am Abend begegnete Billi Cool der Schwester seines Freundes in der Hotelhalle. Die Begegnung war keine zufällige, vielmehr hatte Bill so lange in einem Klubsessel gewartet, bis er Eliza kommen sah.

„Ich muß Sie einen Moment sprechen“, sagte er und vertrat ihr den Weg.

Nur jetzt keine Liebeserklärung, dachte Eliza, die

könnte ich im Moment gar nicht gebrauchen. Aber sie nahm doch Platz, da sie keinen Ausweg sah, Bill zu entkommen.

„Sie wissen“, begann Bill etwas bedächtig, „daß ich Stefans Freund bin. Und Sie sind seine Schwester.“

Meine Ahnung, dachte Eliza, doch sie nickte nur ernsthaft mit dem Kopf.

„Stefan hat heute unnötigerweise verloren. Sie kennen die Ursache nicht, ich aber kenne sie.“

„Ist denn schon wieder etwas passiert?“

„Sie ahnen das Richtige. Gestern Abend fand während des Essens bei Tarasi Mr. Edding eine Perle in einer Auster. Es entspann sich eine Diskussion darüber, wem die Perle, die einen Wert von 15 000 Mark repräsentiert, gehöre: dem FINDER oder dem HausheRREN. Da wir nicht einig wurden, wollten wir lösen, doch als wir zu Ende waren, fanden wir die Perle nicht mehr. Sie war verschwunden.“

„Ein Scherz.“

„Kein Scherz, sondern blutiger Ernst.“

„Wer hat sie denn genommen?“

„Wenn ich das wüßte, brauchte ich Ihre Hilfe nicht.“

„Da bin ich neugierig.“

„Hören Sie zu. Vorher hatte beim Pöter Ihr Bruder von Tarasi 40 000 Franken gewonnen und darüber einen Bon erhalten. Dieser Bon ist verschwunden, gestohlen. Was weiß ich. Er ist fort.“

„Dann kann Tarasi...“

„Einen neuen ausstellen? Haben wir auch gedacht. Der Bon ist heute morgen von einem unbekannten jungen Mann präsentiert, gegen einen Scheck eingetauscht, und dieser Scheck an der Bank eingelöst worden. Tarasi zeigte Stefan den Bon, es ist derselbe, den er gestern bekam.“ — „Das ist ja furchtbar, und Stefan muß schrecklich aufgeregt sein.“

„Sie sahen das an seinem Spiel. Wir fahren jetzt nach Homburg und später nach Wimbledon. Bevor wir dort um die Weltmeisterschaft kämpfen, muß er wieder ruhig geworden sein, er muß, hören Sie?“

„Schreiben Sie nicht so, Mr. Cool, man hört jedes Wort.“

„Er muß“, stieß er flüsternd hervor. „Und dazu sollen Sie uns verhelfen.“

„Auf welche Weise?“

„Zuerst noch etwas anderes. Rabinowitsch ist in dem Lokal gewesen, in dem wir gestern Abend oder vielmehr gegen Morgen noch kurz einkehrten und wo Stefan seinen Mantel an der Garderobe abgab.“

„Und in dem Mantel...“

„Statt die Visitenkarte. Die Garderobefrau hat ausgesagt: wenige Minuten, nachdem wir gekommen waren (unsere Mäntel lagen noch auf dem Tisch, denn es war ein ewiges Kommen und Gehen), erschienen mehrere Herren, von denen einer seinen Aberzieher direkt auf unsere Mäntel warf und dann in den Sachen herumkramte. Als sie fragte: „Gehören Sie auch dazu?“, weil sie ihm dann eine anschließende Nummer gegeben hätte, verneinte er, nahm seinen Mantel, musterte etwas und verließ das Lokal.“

„Er hat also garnicht den Mantel abgegeben?“

„Nein, und das ist der Frau aufgefallen. Dieser“

Herr, den sie nicht näher beschreiben kann, weil sie am Abend mehr als 500 Leute in der Dieb. Er hat den Zettel gestohlen."

"Aber wer kann es sein?"

"Nur einer von den Gästen Tarasis oder einer, der von ihm geschickt wurde, mit der Weisung, 'die Karte steckt in der rechten äußeren Tasche'. Da Tarasi das nicht wissen konnte, muß es einer der anderen gewesen sein." — "Und was soll ich dabei tun?" — "Rabinowitsch und ich sind der Ansicht, daß die ganzen Mäntel von einer Seite in Szene gesetzt werden, die ein Interesse daran hat, Stefan nervös und müde zu machen. Nun hat aber Tarasi seinen Landsmann Chaima..."

"Sie meinen, daß der Irder —?"

"Wer kann wissen? Wir wollen ja nur, daß Sie ihn auf die Probe stellen. Sie müssen seinen Bewerbungen scheinbar nachgeben." — "Mr. Cook! Sie glauben also, da ich nicht in Wirklichkeit dazu imstande wäre?"

"Nein, das glaube ich nicht", sagte Bill fest und sah ihr in die Augen. Aber sie hielt seinem Blick stand. "Es wird Ihnen aber nicht schwer fallen, scheinbar darauf einzugehen. Sie werden bestimmt herausbekommen, ob Tarasi die Perle hat, natürlich nur, wenn Sie sich — ebenso scheinbar — in völligen Gegensatz zu Stefan stellen. Sie werden herausbekommen, ob er ein Interesse daran hat, Ihren Bruder zu schädigen, und was er für die Zukunft plant."

"Finden Sie nicht, daß dieses Spiel etwas gefährlich werden könnte?"

Bill hatte sofort verstanden, was sie meinte, denn er erwiderte schnell:

"Daß Sie sich in Tarasi verlieben? Nun, wenn das eintreten sollte, dann wird Stefan schon aus Mut so hervorragend spielen, daß selbst ein Chaima in Höchstform keine Chancen gegen ihn hat." — "Und Sie selbst?"

"Ich weiß es nicht", sagte Bill und küßte ihre Hand, "es läßt auf einen Versuch an."

17.

Bill hätte diese ganze Komödie nach einer Idee von Rabinowitsch nicht in Szene zu setzen brauchen, denn viel mehr als für Eliza interessierte sich Stefan für Gladys, die sich plötzlich in einer geradezu beängstigenden Weise von Stanley Glen den Hof machen ließ und im Homburger Kurhaus wohnte, so daß sie Gelegenheit hatte, sich auch täglich auf den Tennisplätzen zu zeigen. Der Afrikaner hatte sich einen herrlichen weißrot lackierten Jotta-Graschini zugelegt und war jeden Tag an Mrs. Turners Seite. Was kümmerte Stefan bei dem bohrenden Schmerz, den er dabei empfand, die Tatsache, daß alle Welt von einer bevorstehenden Verlobung des Prinzen Tarasi mit Fräulein Eliza Domscheid sprach? Er konnte seine Schwester nicht hindern, ihr Glück dort zu finden, wo sie es suchte. Nur Bill tat ihm leid, der Eliza liebte, aber Bill schien wohl und guter Dinge, obwohl es ihm pekuniär nicht sehr gut zu gehen schien. — "Mrs. Gladys", sagte Stefan an einem Morgen, als er sie im Kurpark traf, "ich möchte Sie bitten, dem Turnier nicht beizuwohnen."

Sie sah ihn verständnislos an.

"Sie wissen, daß ich Sie so gut leiden mag, wie ich Ihren — — Partner nicht ausstehen kann."

"Eifersüchtig?", fragte sie und machte belustigte Augen.

"Nennen Sie's, wie Sie wollen. Schon in Monte war ich derart nervös..."

"Man hat mir gesagt, diese Nervosität hätte andere Gründe."

"Hat Mr. Glen Ihnen etwas gesagt?"

"Man sprach allgemein darüber, und ich denke, es wäre am besten, man würde diese eigenartigen Umstände einmal aufklären." — "Ach so!", sagte Stefan und maß sie mit einem langen Blick. — Sie glaubte an seine Schuld? Das hatte noch gefehlt. Und Glen

hatte ihr das natürlich eingeredet. — Mit einer kurzen, knappen Verbeugung drehte er sich um und ging rasch dem Kurhaus zu. Als Bill wenige Minuten später erschien, erfuhr er zu seinem maßlosen Staunen, daß Stefan Domscheid seine sämtlichen Nennungen gestrichen habe und bereits mit seinem Wagen angeblich auf seine Güter abgereist sei. Die Nachricht schlug allgemein wie eine Bombe ein. Domscheid will nicht gegen Chaima antreten, nachdem ihn Craig in Monte Carlo geschlagen hat. Das war die allgemeine Ansicht in der Öffentlichkeit. Eliza machte Bill Vorwürfe.

"Sicher habe ich ihn so gereizt", sagte sie, "ich hätte es nicht tun sollen."

"Er muß andere Gründe haben", meinte Bill und fragte Mrs. Turner, ob sie sich Stefans Abreise erklären könne.

Aber Gladys antwortete mit einer Gegenfrage.

"Können Sie mir sagen, warum Herr Domscheid zuläßt, daß man abfällig über ihn spricht und weshalb er nichts dagegen unternimmt?"

Moraus Bill erfuhr, daß sie nicht Rede stehen wollte.

"Ich wette", sagte er später zu Eliza, "daß sich Mrs. Turner gar nichts aus Mr. Glen macht, aber ich ahne schon, weshalb sie Ihren Bruder so schlecht behandelt."

"Wir brauchen Sie keine Komödie vorzuspielen, mein Lieber, oder ärgern Sie sich vielleicht selbst darüber, daß Mr. Glen solches Glück bei der schönen Gladys hat?"

Die Frauen sind alle verrückt, sagte Bill zu sich selber, nahm einen Schläger in die Faust und ging zum Platz, um für das morgen beginnende Turnier letzten Schliff anzulegen.

Das ganze Turnier in Homburg stand im Zeichen eines Mannes: Billi Cook. Nie hatte er solche Form an den Tag gelegt, er spielte wie ein wahrer Meister, er spielte und schlug alles, was ihm in den Weg trat. Gleich am ersten Tage erledigte er den Schweizer Leppi und den Franzosen Durair, um am nächsten Tage über Gilemann-Osterreich und den Amerikaner Shade hinwegzuziehen. Cooks Spiel hatte etwas Frisches, Frohes an sich, sein Schläger sang bei jedem Schlag, und wenn er auch das Match von der Grundlinie aus dirigierte und distierte, so beherrschte er doch den ganzen Platz, und kein Feld hatte so viele Zuschauer aufzuweisen wie die Plätze, auf denen er spielte.

"Er ist die drückende Nähe des überragenden Freundes und Partners Domscheid los", sagten die Leute, aber sie errieten nicht, daß Bill im Gefühl gänzlicher Wutlosigkeit drauflos spielte und daß ihm dieses Operieren im Grunde seines Wesens am besten lag.

Stefan war fort. Mochte er. Der würde schon wieder zurückfinden. Eliza glaubte, er interessiere sich für Gladys. Mochte sie. Das würde sich legen, und es wäre ja gelacht, wenn er dem indischen Prinzen nicht den Rang ablaufen würde. Gladys glaubte an Stefans Schuld — nur das konnte der Grund seiner Abreise sein. — Mochte sie. Auch ihr würde der Star gestochen und die Augen geöffnet werden. Die Hauptsache war: er mußte spielen, spielen und alles schlagen, was ihm vor den Schläger kam. Wimbledon, die Weltmeisterschaft stand vor der Tür, da mußte man in Form kommen. Alles andere würde sich später finden.

(Fortsetzung folgt.)

Vergangen.

Der Mensch geht seines Wegs dahin
Und nimmt, was kommt, und trägt kein Leid.
Da taucht, der lang vergessenen
Ein Tag aus der Vergangenheit.
Er war vielleicht nicht stürmisch,
Er war vielleicht nicht licht noch warm,
Barg irgendwo ein Leuchten bloß,
Doch, daß er nicht mehr ist, macht arm.
Und wie der Mensch des Weges geht,
Schafft ihm ein Heimweh läche Not.
Er sucht, wo hell die Sonne steht,
Ein längst erloschenes Morgenrot.

Ernst Zahn.

Robber.

Skizze von Harry Wien.

Robber hatte so oft nach Hause zurückgefunden — man erinnerte sich an sein geheimnisvolles Verschwinden und Wiederauftauchen in London —, daß sie nicht glauben wollten, er könnte unwiederbringlich verloren sein.

Sie standen am Fenster und schauten nach ihm aus.

Sie fragten im Garten des Palais royal, in dessen großen Wasserbassin er oft gebadet, die spielenden Kinder, ob sie von dem Verbleib Robbers nichts wüßten. Nein — die vielen Knaben und Mädchen wußten nicht, wo Robber war, und niemand in Paris, den Richard Wagner fragte, wußte es.

Jeder Tag, der ging, brühte ihre Hoffnung, Robber wiederzusehen, tiefer.

Und als Richard Wagner und seine Frau Minna sich der Überzeugung nicht mehr verschließen konnten, daß auf Robbers Rückkehr zu warten Torheit sei, hatten sie die Empfindung, der schwarze Hund Robber habe auf seinem breiten Rücken das Glück davongetragen.

„Laß uns Paris verlassen! Du wirst hier keinen Erfolg haben“, sagte Minna.

Aber Richard Wagner blieb.

Die Oper „Rienzi“ war fast vollendet, „Der fliegende Holländer“ im Entstehen. Gelang es ihm, mit diesen beiden Opern in Paris Erfolg zu haben, dann würde er ihm — damals aus das Jahr 1840 — zugleich in London, New York, Berlin, Dresden, Madrid und jeder Stadt beschieden sein, die als ein Kulturzentrum anzusehen war.

Wenn Richard Wagner auch das Verschwinden des Hundes Robber genau so wie seine Frau mit der düsteren Ahnung erfüllte, daß in Paris mehr Leiden als Freuden seiner warteten, hielt er es doch für seine Pflicht, auszuharren.

Robber, ein riesiger Neufundländer, ursprünglich das Eigentum eines Kaufmanns in Riga, schloß sich zu der Zeit, da der junge Richard Wagner Kapellmeister in Riga war, diesem aus freiem Willen und mit unendlicher Beharrlichkeit an. Als die beiden Gatten von Riga nach Mitau zogen, belagerte der Hund die Schwelle der verlassenen Wohnung und rührte durch sein dumpf orgelndes Klagegeheul die Herzen der Nachbarn so sehr, daß sie das Tier durch den Postkutscher nach Mitau bringen und Richard Wagner zuführen ließen.

Richard Wagner und seine Frau beschloßen, sich niemals wieder von Robber zu trennen. Sie nahmen ihn mit auf die wahrhaft abenteuerliche Reise von Mitau nach Paris, obwohl es ihre Schwierigkeiten vermehrte, einen so großen Hund mitzuführen zu müssen. Besonders fürchteten sie, Robber könnte für sie zum Verhängnis werden bei dem gefährlichen Übergang vom russischen auf ostpreussischen Boden, da dieses heimlich geschehen mußte, weil sie ohne Pässe waren.

Die Grenze, die sie zu überschreiten hatten, bildete ein Graben, der von Kosaken bewacht wurde. Es galt für sie, in dem Augenblick, da die Aufmerksamkeit der Kosaken von der braunen Erdbefestigung durch die Ablösung abgelenkt war, diesen Graben, ohne daß ein Laut sie verräete, auf der einen Seite hinauf und auf der anderen hinab zu eilen und sich schnellstens aus der Schußlinie zu entfernen, da die Kosaken den Befehl hatten, Flüchtlingen, die sie jenseits der Grenze bemerkten, noch eine Kugel nachzujagen. Doch es schien, als ahne der Hund die Gefahr. Er stand schweigend an Wagner geschmiegt, der mit gespanntester Aufmerksamkeit den Augenblick der Ablösung der Wache erwartete. Lautlos folgte das Tier den beiden Gatten, als sie den Graben durchquerten und jenseits, im ostpreussischen Land, dem auf sie wartenden Wagen zuwanden, der sie weiterbringen sollte.

Um dem Hunde eine bequemere Beförderung, als es in der Postkutsche möglich gewesen wäre, zu verschaffen, beschloßen sie, ein kleines Segelschiff zur Überfahrt nach London zu benutzen, von wo aus nach Boulogne zu gelangen ihnen nicht schwer fallen konnte. Unglücklicherweise saßte Robber gegen einen der sechs Matrosen, aus denen die kleine Schiffsmannschaft bestand, eine unüberwindliche Abneigung. Jedesmal, wenn Koste, dieser Seemann, in der Kajüte erschien, in der Wagner erschöpft und sterbenselend von den unaufhörlichen Stürmen auf der Vant lag, gab es zwischen dem Matrosen und dem riesigen Hund einen erbitterten Kampf, den Wagner nur mit Mühe beenden konnte. Diese Abneigung Robbers gegen Koste war um so verhängnisvoller, als die abergläubischen Seeleute kein Hehl daraus machten, daß sie an all dem Ungemach, das sie auf der Überfahrt traf — Stürme, Gewitter überm Meer, Anprall gegen eine Sandbank — den beiden Fahrgästen mit dem schwarzen Hunde die Schuld zumäßen. Nachdem zuletzt noch für das Schiff die Gefahr heraufstieg, im Nebel die Richtung zu verlieren und in das gefährliche Sandbankgebiet der holländischen Küste zu geraten, ließ es endlich in die Mündung der Themse ein.

In London aber harrte der Verirrten noch eine neue Prüfung. Als sie das Gasthaus, in dem sie übernachten wollten, betraten, gewahrte sie, daß Robber ihnen nicht gefolgt war. Das mit so unendlicher Mühe durch die Leiden und Gefahren der

unglückseligen Reise hindurchgesteuerte Tier schien verloren: Minna weinte. Wagner war der Verzweiflung nahe. Da erlang vor dem Hausportal das bekannte Gebell, mit dem sich Robber seinen Eigentümern anzukündigen pflegte.

Der Vermißte war wiedergefunden, um dann in Paris zum wahrhaften Schmerze der beiden Gatten wirklich verloren zu gehen.

Und doch sah Richard Wagner den Hund Robber noch einmal wieder. Es war ein unholder Tag unter wolkenbedecktem Himmel, an dem es geschah. Der Meister hatte das Haus nicht verlassen, wenn ihn nicht die bittere Not dazu gezwungen, seine Gläubiger um Stundung zu bitten. Seine Geldmittel waren erschöpft. Alles, was er an kleinen Wertgegenständen besessen hatte, befand sich im Leihhaus. Selbst die Bühnenkostüme, die Minna noch aus der Zeit ihrer Schauspielerinnenlaufbahn verblieben, waren verpfändet.

Als Wagner, fröstelnd und trüb gestimmt, in den Nebel hinaus trat, erblickte er Robber, den Neufundländer. Im ersten Augenblick glaubte er an eine Geistererscheinung. Er rief das Tier an. Es näherte sich ihm ein wenig. Als aber Wagner mit ausgestrecktem Arm auf den Hund zuschritt, schien dieser zu fürchten, er solle gezüchtigt werden. Er ergriß die Flucht. Wagner stürzte wie ein Rasender hinter ihm her. Durch Straßen und Gäßchen ging die Jagd. Das Tier lief so rasch, daß Wagner es zuletzt bei der Kirche St. Roche aus den Augen verlor.

Niemals in seinem Leben sah der Meister den Hund Robber wieder.

Bald darauf verließen er und Minna die Stadt Paris.

Keine ihrer Glücks- und Zukunftshoffnungen hatte sich dort verwirklicht. Aber von Deutschland her nahte ihnen der Schein der Morgenröte. Deutsche Bühnen boten zum ersten Male „Rienzi“ und den „Fliegenden Holländer“!

Die Wiege der Menschheit.

Wo lag der Garten Eden?

Je tiefer wir in die Geheimnisse unserer Erde eindringen, desto umstrittener bleibt die Frage, wo denn das Paradies der Menschheit eigentlich gelegen haben könnte. Von dem Zweistromland des Euphrat und Tigris, von dem man uns in unserer Kindheit schönen Tagen erzählte, sind die gelehrten Naturforscher und Geologen längst abgelommen. Die einen verlegen es heute nach Ägypten, andere nach Südafrika, wieder andere nach Nordchina und zur allgemeinen Überraschung traten jüngst einige angelsächsische Forscher für die Gegend jenseits des Himalaya ein.

Alle diese Standorte des Paradieses hält der gelehrte Engländer Sir Vampsyldo Fuller für durchaus irrig. Er sagt uns, daß wir den Garten Eden unsicher finden können, wenn wir nur vernünftig ans Werk gehen. Studiert man einmal sich selber und die ganze Geschichte der Menschheit, dann kann kaum bezweifelt werden, daß der Mensch bei seiner ganzen Zahn- und Kopfbildung kein Raubtier, sondern von Anfang an ein Vegetarier war. Naturgemäß lebte er dort, wo Früchte und Gemüse in Hülle und Fülle wuchs und wo er bei der Empfindlichkeit seiner zarten Haut vor den Unbilden des Klimas am besten geschützt war. Damit befänden wir uns bereits in der warmen Zone. Da alles in Hülle und Fülle zunächst da war, hatte die Menschheit in ihrer Kindheit keine Veranlassung, sich anzustrengen. Zufällig mögen beim Ausbruch eines Vulkans durch die Lava einige Bananen angeröstet worden sein, die dann unseren lieben Vorfahren so gut schmeckten, daß sie sich darüber Gedanken machten, auf welche Weise man sonst Wärme erzeugen könnte. Bis zum Feuerstein war noch ein weiter Weg. Aber geröstete Bananenschmitten und gedämpfte Äpfel gehörten zu den ersten warmen Gerichten, die unsere Vorfahren aßen.

Nur wenn die Lebensmittel lang wurden, oder wenn anderswo ganz hervorragende und köstliche Früchte wuchsen, rafften sich die ersten Menschen auf, etwas zu tun, zu schwimmen, Röhre zu bauen und Schiffe zu fahren. Allem Anschein nach, versichert uns Sir Vampsyldo Fuller, liegt die Wiege der Menschheit auf einer der vulkanischen Inseln Polynesiens oder des malayischen Archipels. Für diese Annahme spricht auch der Umstand, daß hier in den letzten Jahren zahlreiche Knochen von vorhistorischen Menschenaffen gefunden wurden, und daß heute noch in den Wäldern Polynesiens sich der Orang Utan herumtreibt, der gleichfalls zu den Menschenaffen zählt. Kulturgeschichtlich bedeutungsvoller erscheint dem gelehrten Engländer aber die Tatsache, daß hier heute noch Sitten herrschen, die bis auf die Urzeit der Menschheit zurückgehen, nämlich erstens die Beschneidung, zweitens die Tätowierung und drittens Couvade. Was ist Couvade? Unmittelbar nach der Geburt eines Kindes bemächtigt sich seiner der Vater und holt es schleunigst in sein Bett hinüber, um es zu ernähren, zu füttern und zu erziehen. Dadurch wird die väterrechtliche Auffassung in aller Form bekundet. Den Eskimo gleich wanderten dann die Menschen über die Ozeane nach dem Osten, Norden und Westen, um die Erdteile zu besiedeln. Se non vero

Neue Bücher

* „Der neue Brochhaus.“ (F. A. Brochhaus, Leipzig.) Der soeben erschienene 8. Band des „Großen Brochhaus“ umfaßt alle Stichwörter, die mit dem Buchstaben H beginnen, und wir finden eine große Anzahl von Artikeln, die unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen. Das erste Hochhaus in Amerika wurde bereits im Jahre 1883 erbaut, gegenwärtig haben wir in USA. über 4788 Gebäude mit mehr als zehn Stockwerken, davon 377 mit über zwanzig Stockwerken. Wenige Seiten weiter stoßen wir auf den Artikel „Hochstationen“ mit einer Übersicht über die bekanntesten meteorologischen Hochstationen, aus der wir ersehen, daß die höchste Wetterwarte der Welt in Bolivien liegt (4920 Meter), während sich die höchste Wetterwarte in Europa auf dem Monte Rosa in 4560 Meter Höhe befindet. Tierfreunde werden an Bildtafeln „Hunde“ (55 Abbildungen) ihre helle Freude haben, der dazu überflüssige Artikel (zehn Spalten Text) gibt uns nicht nur eine ausführliche Klasseneinteilung (über die Stammesgeschichten unseres vierbeinigen Freundes können wir recht interessante Einzelheiten unter „Haustiere“ nachlesen), sondern auch Angaben über Hundezucht, Hundebredur oder Hundekrankheiten. Auf eine andere wichtige Eigenschaft des „Großen Brochhaus“ sollte immer von neuem hingewiesen werden: die unbestechliche Sachlichkeit, mit der er über alle Dinge berichtet, die für den Menschen von heute von Wichtigkeit sind. In welcher hohen Maße dieses Ziel erreicht wurde, das zeigen die vorliegenden acht Bände.

* Richard Rab: „Funkeinder Ferner Osten“. Erlebtes in China, Korea, Japan. (Verlag Ullstein, Berlin.) Richard Rab, der „Bummeler um die Welt“, hat zuletzt sein schönes Malaienbuch „Heitere Tage mit braunen Menschen“ von seiner Weltreise nach Hause geschickt. Inzwischen ist er weitergefahren nach China, Korea und Japan, und was er dort gesehen hat, steht in seinem neuen, soeben erschienenen Buch „Funkeinder Ferner Osten“. Nicht nach pedantischer Forscherart, sondern mit all dem Humor, all der Freude auch an der kleinsten Anekdote oder Augenblidsbeobachtung, die man an ihm schätzt, geht er den Dingen auf den Grund. Abseits von der Straße der Globetrotter geht er seinen Weg, spürt Menschen und Landschaft da auf, wo sie sich noch unberührt in ihrer Eigenart erhalten haben. Eine auf vielen Reisen gesammelte Erfahrung, eine reiche Bildung, eine umfassende Menschenkenntnis stehen ihm zur Seite, und er unternimmt es, jene seltsame Mischung jahrtausendealter, unveränderter Kultur und eines rapiden Zivilisationsprozesses in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung zu werten. Dabei weist er der Fülle der Erscheinungen stets den Platz zu, den sie als wichtiges Glied im komplizierten Gefüge dieses seit Jahren aufgewühlten Erdteils einnehmen. Wer diese kurzen Kapitel liest, beginnt zu verstehen, wo die ungeheuren Schwierigkeiten der Verständigung und Beruhigung liegen, und welches die Wege sind, auf denen auch wir das seelische Erleben, die Religion, die merkwürdige gesellschaftliche Schichtung des Landes begreifen können.

* Mia Munier Broblewska: „Winternot“, Roman. (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn.) Der Band ist der fünfte einer in losem Zusammenhang einander ergänzenden Romanreihe, welche die Schicksale, Werden, Wachsen und Welken eines alten, deutsch-litauischen Geschlechtes zum Gegenstand nimmt. Die Erlebnisse der Menschen erhalten besonderes Gewicht durch den die Handlung wesentlich bestimmenden zeitgeschichtlichen Hintergrund. Auch die Landschaft, die alle Erschütterungen und Leiden eines Grenzgebietes erdulden muß, ist gleichsam Teilnehmer an großem Geschehen; über sie rast der Wirbel hinweg, der Familien zersprengt, sie erlebt Sader, Zerrissenheit und Kampf der Stämme und Parteien. Das Buch beginnt mit den letzten Monaten des Weltkrieges; als riesiger Schatten droht den Ostseestaaten die rote Gefahr, die sich nach Rückzug der deutschen „eisernen Division“ mit dem Bolschewikeneinbruch fürchterlich verwirklicht. Innere Zwistigkeiten wirken mit, das Land aufzuwühlen und zu zermürben. Erst mächtig kündigt sich aus Winternot neues Frühlingshoffen. Die Aufgabe, die sich die Verfasserin in der Verbindung von Zeitgeschichte und Roman einer Familie gestellt hat, ist nicht gering; Mia Munier bewältigt sie mit schöpferischer Kraft. Ihre Gestaltung ist farbenreich und oft von fast männlich anmutender Verbe. Sicher werden die einzelnen Charaktere gezeichnet, die Schicksale aus

innerer Notwendigkeit entwickelt, und blutvolle Lebensunmittelbarkeit selbst in Episoden weiß die Anteilnahme des Lesers ungemindert aufrecht zu erhalten.

= „Der Titan“, Beethovens Lebensroman von O. Janatschek. (Amalthea-Verlag, Wien.) Also keine Lebensgeschichte Beethovens. Aber als Roman doch lebenswahr genug. Die Darlegung der inneren Vorgänge in Beethovens Leben machen den Reiz des Buches aus. Die furchtbare Wahrheit der zunehmenden Taubheit, die leidenschaftlichen Liebesaffären, der Verkehr mit dem leichtfertigen Wiener Hochadel, die Bewunderung für den großen Napoleon und die Mißachtung für den sich mehr und mehr offenbarenden Tyrannen; die Aufregungen wegen der in Wien gegebenen Konzerte, mit all ihren Enttäuschungen, das Mißverstehen seitens der Kunstwelt, Krankheit und Tod: alles beruht letzten Endes auf Wahrheit, aber man erfährt es in romanhafter Darstellung, ohne Austräumen kleinlicher historischer Tats. Auch schweigen die Pygmäen — wie der anmaßende Schindler und andere — neben dem Titanen!

* Felix Salten: „Fünf Minuten Amerika“. (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Dieses selbsterlebte, selbsterlebte Buch — die Frucht einer Amerikafahrt — gibt in seiner unvergleichlichen Gegenständlichkeit, in seiner überlegenen Betrachtungsweise mehr als manches baltische Amerikawerk. Aktuell in jedem Wort, ist es ein vollständiger Querschnitt durch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Mit freudigem Staunen und jugendfrischer Lebendigkeit hat Salten alles Typische gesehen, Städte und Landschaft, Metropolen und Provinznester, die Nord- und die Südstaaten, Weiße und Farbige. Er führt uns mit kritischer Bewunderung durch New York und Washington, Chicago und Los Angeles, und mit tiefgläubiger Anbetung vor die Naturwunder des Niagara, des Gran Cañon und der Nationalparks. Er geleitet uns durch die Riesenbetriebe Fords, Hollnwoods und des Schlachthauses zu Omaha, er zeigt uns amerikanische Opern- und Kinovorstellungen, wissenschaftliche und Kunstinstitute. In glücklicher Harmonie verbindet Salten Lebhaftigkeit der Erzählung mit geistvoller Urteilsbildung und tiefstürkender Erforschung des Problematischen.

* J. I. Trebitsch-Lincoln: „Der größte Abenteurer des 20. Jahrhunderts!“. (Amalthea-Verlag, Wien.) Wir erleben zunächst den Aufstieg des kleinen, ungarischen, orthodoxen Juden, der sich nach schweren inneren Kämpfen vom Glauben seiner Väter ablehrt, als protestantischer Geistlicher die jüdischen Einwanderer Kanadas zum Christentum bekehrt, als anglikanischer Priester in der Seelsorge Englands tätig ist, und schließlich als liberales Unterhausmitglied in das altenglische Parlament Englands einzieht! Ein Aufstieg, der seinesgleichen in der Geschichte sucht! Dann beginnt die Tragödie seines Lebens. Es kommt der Weltkrieg. Trebitsch-Lincoln wird Senior im britischen Kriegsministerium. Er gerät in Spionageverdacht und muß nach Amerika fliehen. Dort veranlaßt ihn die Not, sensationelle englandfeindliche Artikel zu schreiben. England verlangt seine Auslieferung. Trebitsch-Lincoln wird verhaftet. Nach Verbüßung der Strafe geht er nach Berlin. Er wird Vertrauter Ludendorffs und seiner Leute und organisiert den Kapp-Putsch und die anderen mitteleuropäischen Verschwörungen, Umsturzversuche, deren Existenz bisher nur wenige kannten. Bald finden wir Trebitsch-Lincoln in China, Venedig, Zürich, China als obersten Ratgeber des damals bedeutungsvollen Machthabers Chinas, Marshall Wupeifu. Eine Sensation jagt hier die andere, und der Leser erkennt die Gefahr, die heute vom Osten her die Welt bedroht.

* „Das ist die Abrüstung.“ Von F. W. Dervin. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.) Zu Beginn des Jahres 1932 wird die Entscheidung darüber fallen, ob Frankreich und seine Verbündeten zu den feierlich gegebenen Abrüstungsverpflichtungen stehen werden oder nicht. Die kommende große Abrüstungskonferenz wird daher von unermesslicher Bedeutung für die Gestaltung Europas werden. Dervin entrollt das Bild der Abrüstungsgeschichte, geboren aus der eignen Lebendigkeit ihres bewegten Geschehens und gestaltet zu einem atemberaubenden Bild der großen Politik im Nachkriegseuropa. Hier wird politisches Geschehen, hier wird bedeutungsvolle Historie zu einem spannenden Stoff, ohne an Ernst und Wahrhaftigkeit zu verlieren. Diese Dinge der nahen Vergangenheit sind so lebendig, weil sie mit den Augen eines Deutschen gesehen sind, der selber im politischen Leben steht und arbeitet.